Das Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag. — Bezugspreis: Viertelj. M. 1.—, Halbj. M. 2.—, Ganzj. M. 4.—, Einzelnummer 10 Pf. — Verlag des „Jüdischen Echo": München, Herzog Maxstr. 4. — Redaktion: Helene Hanna Cohn, München.



Nummer 10 | München / 3. Jahrgang | 10. März 1916

Für Palästina!

Wiederum kommen Nachrichten aus Palästina, die alle Juden zur Hilfstätigkeit aufrufen.

Die jüdische Bevölkerung des heiligen Landes hat in unaufhörlich steigendem Maße mit Mangel und Not zu kämpfen.

Sie kämpft und leidet in dem Bewußtsein, daß ihr Ausharren Verständnis und Mitgefühl, aber auch tatkräftige Linderung bei all denen auslösen wird, denen Erez Israel ein heiliges Wort und eine teuere Hoffnung ist.

Die Arbeiter, die — zumal in der Kriegszeit — mit dem Geringsten sich bescheiden, leiden bittere Not. Einige Tage der Woche müssen Arbeiter, Handwerker, Schüler und jene Kreise, die auch sonst auf Unterstützung angewiesen waren, hungern, weil die Mittel nicht reichen. Der Bericht, der dem Hilfswerk für Palästina erstattet worden ist, verlangt ungesäumtes und großzügiges Eingreifen zugunsten unserer palästinensischen Brüder.

Die Organisation des Hilfswerkes in Palästina ist vorhanden. Volksküchen, Darlehenskassen bestehen und lange Zeit hindurch wurde eine Katastrophe vermieden, da Hilfsgelder aus Europa und aus Amerika vorhanden waren.

In der letzten Zeit hat aber die Hilfstätigkeit versagt. Eine neue Aktion tut not.

Wir hoffen, daß die Juden Deutschlands ihre Pflicht tun werden.

Es geht um eine Hilfe, die den Hunger stillt und unsere Brüder und die Arbeit ihrer Hände künftigem Wirken bewahrt.

Hilfswerk für Palästina.

Geldsendungen sind zu richten an das Hilfswerk für Palästina, Berlin W 15. Postscheckkonto Nr. 4192.

Das Judentum als Wissenschaft.*)

Die Deutschen sind ein Volk, bei dessen Beobachtung man aus dem Staunen gar nicht herauskommt. Auf allen Seiten von Feinden bedrängt, kämpfen sie einen verzweifelten Kampf um ihre Existenz; in dieser Zeit gewaltigen Ringens reden sich weite Kreise des Volkes in einen immer stärker werdenden Haß hinein — nicht gegen die Feinde, die ihnen nach dem Leben trachten, sondern gegen die Juden, die mit ihrem Gut und Blut und Verstand an Deutschlands Befreiung mitarbeiten, ja, in hohem Maße dazu beigetragen haben, Deutschland jene ungeheuere Widerstandskraft zu verleihen, die allein seine Rettung möglich macht. Und zur gleichen Zeit erwägt das preußische Kultusministerium ernstlich die ihm von einer Reihe angesehener Akademiker gegebene Anregung, an einer deutschen Hochschule, vielleicht in Frankfurt a. M., einen Lehrstuhl für jüdische Wissenschaft zu begründen. Nicht als ein Mittel, um eine der brennenden Gegenwartsfragen zu lösen, sondern nur um der wissenschaftlichen Erkenntnis willen, nicht aus irgendwelchen nationalen Gründen, sondern aus ganz objektivem Interesse. Das Judentum sub specie aeternitatis. Ein Volk merkwürdiger Gegensätze!

Oder sollte diese Anregung doch aus einer andern Quelle als aus der einer geradezu verblüffenden Sachlichkeit entspringen? Sollten die Initiatoren des Planes Männer von hohem Gerechtigkeitssinne sein, die mit Sorge eine Zeit kommen sehen, da vielleicht der Deutsche dem Juden seine Verdienste um das Reich mit furchtbarem Undank lohnen wird? Wollen sie den Juden dazu verhelfen, eine Flut von Verleumdungen und Beschuldigungen durch logische Argumente und Beweise auf wissenschaftlicher Grundlage zu dämmen?

Wie dem auch sei, vom jüdischen Standpunkt aus wird es jedenfalls mit Freude zu begrüßen sein, wenn die Wissenschaft vom Judentum, die bisher nur an englischen und amerikanischen Universitäten eine Stätte hatte, auch an einer deutschen Hochschule eine selbständige Vertretung findet.

Das Judentum, dessen Erforschung von deutschen Männern der Wissenschaft gefordert wird, ist das synagogale, von den Rabbinern verwaltete Judentum, wie es sich vom ersten Jahrhundert

---

*) Vergl. W. Staerk: „Das Judentum als wissenschaftliches Problem" in Heft 10 des „Neuen Merkur".

christlicher Zeitrechnung ab in der Diaspora entwickelt hat: seine geistigen Schöpfungen, sein Verhältnis zur Gesamtkultur der einzelnen Zeitabschnitte werden zu sammeln und zu würdigen sein. Wichtige Vorarbeiten auf diesem Wissensgebiet sind seit den Tagen der Zunz, Geiger, Jost und Grätz gemacht worden. Nun gilt es, die Bruchstücke zu sammeln und systematisch zu ordnen, so daß sich große philologische, kultur- und literaturhistorische Überblicke ergeben.

Im „Neuen Merkur" gibt W. Staerk eine außerordentlich klare Gliederung des für deutsche Hochschulen neuen Lehrfaches. Er teilt den Stoff ein in die Erforschung sprachlich-literarischer, kulturhistorischer und religionsgeschichtlicher Probleme. Unter der Fülle der Aufgaben, die sich für den Forscher auf allen drei Gebieten ergeben, führt er einige an:

Auf sprachlich-literarischem Gebiet wird nicht allein die Sprache des Talmud, sondern auch das Neuhebräische, besonders aber das Jidische zu erforschen sein, das für den Germanisten von besonderem Interesse ist. In literarischer Hinsicht bietet die Entstehung und Entwicklung von Talmud, Mischna und Tosepha, von Gemara und Midrasch und der Einfluß dieser Literatur auf das religiöse Leben eine Fülle von wissenschaftlichen Problemen. Der literaturgeschichtlichen Betrachtung ersteht im Talmud und Midrasch, in denen die verschiedenartigsten Literaturgattungen vertreten sind: Sprüche und Fabeln, Anekdoten, Sagen, Legenden usw., ein unübersehbares, noch kaum berührtes Feld. Kabbala-Literatur, jüdische Lyrik, Dialektik und religiöse Dichtung — sie alle harren der zusammenfassenden Darstellung.

Die kulturgeschichtliche Forschung wird die geistigen Zusammenhänge zwischen dem Judentum und der Antike sowie dem Judentum und dem christlichen und islamischen Mittelalter aufdecken müssen. Aus der Erkenntnis der Wechselbeziehungen zwischen jüdischer und hellenistisch-römischer Kultur werden sich greifbar deutliche Kulturbilder aus dem Altertum rekonstruieren lassen. Aus der jüdischen Literatur in Mittelalter und Neuzeit wird der Geist des Orients herauszuschälen sein. Der Folklorist wird dichterische Stoffe auf ihrem Weg durch die Jahrhunderte verfolgen, ihre durch Zeit und Art bedingten Wandlungen beobachten können, auch der Einfluß des Judentums auf die Umwelt und umgekehrt wird zu untersuchen sein und wird zu wichtigen Erkenntnissen für das politische und wirtschaftliche Leben der Gegenwart führen.

Auf dem dritten Hauptgebiet, dem der religionsgeschichtlichen Forschung, gilt es vor allem, die innere Entwicklung des religiösen Lebens der Juden und desjenigen ihrer Umwelt zu ergründen. Indem der Talmud Verhaltungsmaßregeln für Fälle einer Berührung mit dem hellenistisch-römischen Kult gibt, enthüllt er unbewußt Einzelheiten dieses Kults, die helle Lichter auf die Kultur der Zeit werfen und wissenschaftliche Schätze enthüllen, die darauf warten, gehoben zu werden. Das Wesen von Zauberei und Geistervorstellungen im alten Orient, die Entstehung und Beschaffenheit von Sekten in vorchristlicher Zeit — das alles wird sich dem wissenschaftlichen Durchforscher des Talmud erschließen und endlich wird er unschätzbare Beiträge zum Verständnis der Beziehungen zwischen Judentum, Christentum und Islam erhalten.

Neben der religiösen wird auch die politische Geschichte des Judentums, seine Bedeutung im Leben der Völker vom Altertum bis auf den heutigen Tag zu verfolgen sein, und gerade auf diesem Gebiet wird vielleicht jene jüdisch-wissenschaftliche Fakultät neben den abstrakten ihre konkreten, auf diesem Gebiet wird sie vielleicht am ehesten ihre moralischen Aufgaben zu erfüllen haben. Zu Sachwaltern der Wissenschaft des Judentums gedenkt man keineswegs nur jüdische, sondern auch nichtjüdische Gelehrte zu machen. Vom Wesen dieser Gelehrten wird es abhängen, welche Rolle der Lehrstuhl für jüdische Wissenschaft künftig im äußeren Leben der deutschen Juden spielen wird. Wenn diese Gelehrten wirklich Weise sind, so wird es ihnen vor allem auf das Wesen des Judentums ankommen. Wenn sie humane Menschen sind, so wird es sie treiben, die unendlich hohen geistigen Werte des Judentums in Augenblicken zu bekennen, da die heutigen Träger des Judentums Gefahren und Verfolgungen auszustehen haben; so werden sie ihre Kenntnisse vom Judentum als Waffen für die Sache der Juden zu gebrauchen wissen. Sind sie aber von Vorurteilen und Leidenschaft verblendet, so wird das Wissen vom Judentum in ihren Händen zu einer Waffe werden, die sich gegen die Judenheit kehrt.

Hoffen wir, daß das preußische Kultusministerium den Vorschlag jetzt inmitten des Krieges ausführt und damit aufs neue beweist, welche überragende Bedeutung der Wissenschaft im Leben des deutschen Volkes gebührt. Hoffen wir ferner, daß in den Verwaltern des jüdischen Lehrstuhles der sittliche Eifer ebenso groß ist wie der wissenschaftliche. Mara.

1916 Wochenkalender (5676) תרעו

	März	II Adar אדר ש	ויקרא Gottesd.:
Samstag	11	6	Morgens Hauptsyn. 8.30 Herzog Rud.-Str. 7.30 Sabbath-Ausgang 6.52
Sonntag	12	7	
Montag	13	8	
Dienstag	14	9	
Mittwoch	15	10	
Donnerstag	16	11	Fasten-Esther
Freitag	17	12	Sabbath-Eingang: Haupt-Synagoge 6.00 Herzog Rud.-Str. 6.00

Wie steht es um Polen?

Während an den verschiedensten Fronten das Ringen der Völker mit neuer Kraft beginnt, herrscht seit Monaten in den Gebieten Polens Ruhe, und eine Tätigkeit hat hier eingesetzt, die mit kriegerischen Augenblicks-Maßnahmen nichts zu tun hat, sondern auf die Schaffung von dauernden friedlichen Zuständen hinzielt. Der Begriff „dauernd" ist freilich nur relativ zu fassen. Handelt es sich doch, bevor das Schicksal der besetzten russischen Gebiete endgültig entschieden ist, bei allem was seitens der deutschen Verwaltung und der Bevölkerung zum Wohle des Landes geschaffen wird, nur um eine Interimsarbeit, die heute oder morgen gegenstandslos werden mag. Noch führt der Lebensweg der Bevölkerung in den besetzten Gebieten einem unbekannten

politischen Schicksal entgegen, von dem nur eines mit ziemlicher Sicherheit feststeht: daß die okkupierten Gebiete nie wieder unter russische Herrschaft gelangen werden, und daß bei der Schaffung einer Verfassung für diese Gebiete Deutschland das entscheidende Wort zu sprechen haben wird.

Bis aber das Schicksal des Landes endgültig entschieden ist, gilt es vor allem, das Land und seine Bevölkerung vor dem Untergang zu bewahren, die moralischen Wunden zu heilen, die der Krieg ihnen geschlagen hat. Noch steht bei dieser Arbeit die deutsche Regierung vielfach dem Chaos gegenüber: noch irren Tausende heimats- und existenzlos durch das Land, noch sterben Hunderte vor Hunger oder am Hungertyphus, noch sind Ortschaften verödet und andere von Flüchtlingen überflutet, noch gibt es Scharen von Menschen, deren Kinder keinen Unterricht genießen, die ohne Betstätten, ohne Bücher, ohne Ausweis-Papiere und bürgerliche Rechte ihr Dasein fristen. Noch bestehen zwischen der Verwaltung und Bevölkerung Mißverständnisse, die zu schweren Fehlern und manchmal anscheinend zu grausamen Härten führen. Noch tobt vernichtend der Kampf zwischen den einzelnen Elementen der Bevölkerung, besonders zwischen den Polen und den Juden.

Inmitten der furchtbaren, noch ungestillten Gegenwartsleiden lebt eine einzige Frage in allen Herzen, die das ganze Land und alle an seinem Schicksal Interessierten — die deutsche Regierung, die russische Regierung, die Polen, die Juden — in nervöse Spannung versetzt, die Frage nämlich: was wird sich aus dem Chaos herauskristallisieren? welchem schließlichen Schicksal geht das Land entgegen?

Es scheint, daß die Stimmen jener extremen Gruppe, die unbedingt eine Annektion und Germanisierung der besetzten Gebiete forderte, allmählich verstummen: selbst die größten Heißsporne haben offenbar eingesehen, daß es eine Unmöglichkeit ist, Millionen von Angehörigen fremdrassiger Völker zu Deutschen zu machen, daß ein solcher Versuch dem deutschen Reich in seinem Innern einen bitteren Feind schaffen würde. Vorherrschend ist heute offenbar die Meinung, Deutschland müsse den Polen die von ihnen geforderte Autonomie gewähren. Da aber erhebt sich die schier unlösbare Frage: Was tut man mit der nicht-polnischen Bevölkerung? In welcher Weise wird man die Litauer, die Ruthenen und besonders die Juden dem neuen Staatskörper einordnen können? Besonders bezüglich der Juden liegen die Verhältnisse sehr verwickelt. Daß man es in ihrem Falle mit einer in ihrer Eigenart streng von den übrigen Völkern getrennten Gruppe zu tun hat, wurde deutlich erkannt, ebenso hat man die hohe Bedeutung eingesehen, die den Juden als Angehörigen des deut-

schen Sprachgebietes, als Vermittlern zwischen deutscher und slawischer Kultur zukommt. In Anbetracht dieser Bedeutung betrachtet es heute selbst der ärgste deutsche Antisemit, der vom humanen Standpunkt aus kein Bedenken tragen würde, die Juden der polnischen Herrschaft auszuliefern, vom politischen Standpunkt aus als unsinnig, diese wichtigen Förderer des deutschen Einflusses im Osten im Stich zu lassen. Man weiß in Deutschland, daß die einer polnischen Herrschaft ausgelieferten Juden nur zwischen zwei Wegen die Wahl haben würden: sich völlig dem Polentum zu assimilieren und damit den slawischen Einfluß im Osten auf Kosten des deutschen zu stärken oder — unter dem Druck des polnischen Hasses, Boykotts und der gesellschaftlichen Ächtung — in Scharen aus Polen aus- und in Deutschland einzuwandern. Man ist daher im eigenen Interesse selbst in den konservativsten deutschen Kreisen auf der Suche nach einem Ausweg, der den Juden ihre religiösen und nationalen Rechte verschafft.

In polnischen Kreisen ist man nach wie vor entschlossen, unter allen Umständen die Autonomie durchzusetzen und rechnet mit fast verblüffender Sicherheit auf ihre Erlangung. In polnischen Kreisen ist man, wie aus zahllosen Äußerungen von Staatsmännern, Zeitungen und breiteren Volksschichten hervorgeht, fest entschlossen, nach Erlangung der autonomen Rechte mit brutalster Gewalt die Juden entweder zur völligen Assimilation oder zur Auswanderung zu zwingen. Diesem polnischen Wunsch, eine jüdische Massenauswanderung durchzusetzen, steht auf deutscher Seite der immer lauter werdende Wunsch entgegen, eine jüdische Masseneinwanderung auf gesetzlichem Wege unmöglich zu machen.

In den Chor der Stimmen, die das endgültige Schicksal der Juden in den besetzten Gebieten verkünden wollen, mischen sich auch diejenigen der deutschen Juden: In der deutschen Judenheit werden Stimmen laut, die — so unfaßbar es klingt — mehr oder minder deutlich nach Grenzschluß rufen, weil man sich durch die Masseneinwanderung polnischer Juden in seiner eigenen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung bedroht sieht. Andererseits ist diesen Rufern im Streite bange vor einem ehrlichen Bekenntnis ihres gewissenlosen Eigennutzes, und aus diesem Grunde streben sie nach Schaffung einer den Juden günstigen politischen und wirtschaftlichen Lage außerhalb Deutschlands. So unrein die Quellen sind, aus denen die Forderungen dieser Leute entspringen, so fallen doch ihre Wünsche im Interesse der Juden mit denen zusammen, die im Namen der Menschlichkeit und des nationalen jüdischen Gemeinschaftsgefühles von andren deutschen Juden erhoben werden, und endlich auch mit den Wünschen jenes Häufleins überschwänglich deutsch-patriotischer Juden, die sich berufen fühlen, bei der Entscheidung des Loses der polnischen Juden vor allem die deutschen Interessen zu vertreten.

Eine sonderbare Reflexbewegung dieser Vorgänge macht sich in Amerika geltend: auch hier gibt es Leute, die eine jüdische Massenauswanderung verhindern möchten, weil sie sich durch eine jüdische Masseneinwanderung nach Amerika bedroht fühlen. Auch hier gibt es andererseits Tausende, die um der Gerechtigkeit willen und aus dem Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den östlichen Juden diesen eine politische Selbständigkeit wünschen (gleichzeitig übrigens Einrichtungen zum Empfang der jüdischen Einwandererscharen schaffen).

Auf der Suche nach einem Ausweg aus dem polnisch-jüdischen Dilemma sind die verschiedensten Pläne entstanden: am nächsten liegt es, daß man jetzt auf den Gedanken des Zionismus zurückgriff und ernstlich eine Ansiedlung östlicher Judenmassen in Palästina erwog. So sehr dieser Plan von zionistischer Seite propagiert wird, so verfehlt man doch auf dieser Seite niemals zu betonen, daß das Land Palästina nicht die Vorbedingungen für eine augenblickliche Lösung der polnischen Judenfrage gewährt, ja daß selbst bei einer Ausbreitung der zionistischen Siedlung auch über die benachbarten syrischen Gebiete die Einwanderung nicht mit einem Schlage erfolgen könnte. Daß diese zionistische Stimme oft ungehört verhallt, liegt daran, daß jetzt vielfach von antisemitischen oder mindestens einer jüdischen Einwanderung in Deutschland abgeneigten Kreisen auf den zionistischen Gedanken als Lösung der polnischen Judenfrage hingewiesen wird, ohne daß man in diesen Kreisen die praktische Ausführbarkeit des Planes ernstlich erwogen hätte. Wenn z. B. Regierungsrat Fritz in seiner Broschüre auf Palästina als Zufluchtsstätte für die Ostjuden hinweist, so ist dies kein ernst zu nehmender Vorschlag. Ebenso ist die von Paphnutius in den „Grenzboten" empfohlene Massenansiedlung der Juden in Mesopotamien ein Plan, dem vielleicht nicht vom deutschen, wohl aber vom jüdischen Standpunkt aus für die nächsten Jahre Schwierigkeiten im Wege stehen.

Diesen Ansiedlungsplänen gegenüber erhebt sich ein immer mehr anschwellender Chor von Stimmen, der Vorschläge für die Schaffung solcher Bedingungen in den besetzten Gebieten selbst macht, die den Juden das Verbleiben im Lande unter Wahrung ihrer Eigenart verbürgt und sowohl Deutschland wie die Juden vor der ungeheuren Ungerechtigkeit des Grenzschlusses bewahrt. Wolfgang Heintze, Gothein, das Komitee für den Osten und viele andre machen sich zu Vertretern dieser Forderung. Freilich ist man vielfach noch nicht einmal über die Erörterung der Grundlage, auf der sich die politische Gruppierung der Juden innerhalb des zu schaffenden Gemeinwesens vollziehen muß, hinausgekommen. Noch tobt der Streit darüber, ob die Juden als eine religiöse, eine kulturelle oder eine nationale Gemeinschaft anzusprechen sind, und dieser Streit hat besonders innerhalb der jüdischen Kreise schon ziemlich schroffe Formen angenommen.

Inmitten dieser Meinungskämpfe ist ganz kürzlich ein Wort gesprochen worden, das vielleicht das entscheidende sein wird: Dr. M. J. Bodmer hat in einer Schrift „Ein neuer Staatenbund und das Ostjudenproblem" (in der Sammlung „Der deutsche Krieg") einen Vorschlag gemacht, der wahrscheinlich fortab zur Grundlage aller Diskussionen über die Ostfrage erhoben werden wird. Bodmer fordert nämlich die Errichtung eines großen polnisch-ruthenisch-litauisch-jüdischen Zwischenreiches, das einen Pufferstaat zwischen Deutschland und Rußland bilden soll. Die erwähnten vier Volksgebiete bilden vier Bundesstaaten, von denen jeder einen besondren deutschen oder österreichischen Statthalter erhält. Innerhalb dieses Zwischenreiches bilden die einzelnen Sprach- und Kulturgemeinschaften gesonderte Kurien. Für die Juden wäre also eine jüdische

Kurie zu errichten. Als Hauptaufgabe dieser Kurie betrachtet Bodmer die Hinleitung der Juden zur Landwirtschaft innerhalb des zwischenstaatlichen Gebietes, was als eine Lösung der brennendsten wirtschaftlichen Fragen angesehen werden darf. (Wir bringen die wichtigsten Stellen der Bodmerschen Broschüre in einer unserer nächsten Nummern). Im Gegensatz zu Franz Oppenheimer scheint Bodmer diese Kurie eher auf der nationalen als auf der religiösen Zusammengehörigkeit der Juden aufbauen zu wollen. Mit diesem Vorschlag ist, wie gesagt, vielleicht die Lösung des Problems gegeben.

Noch ein wichtiger Punkt ist hier zu streifen: Wie stellen sich die Juden des Ostens selbst zu diesem Vorschlag? In einer Zeit, da das Schwert noch nicht die letzte Entscheidung gefällt hat, wagen sie es kaum, ihre Meinungen und Wünsche laut zu äußern, sondern verfolgen nur mit tiefer Besorgnis, wie sie zum Spielball der Pläne ihrer Freunde wie ihrer Feinde und eines noch unvollendeten Schicksals gemacht werden. Über einen Punkt freilich kann kein Zweifel bestehen: außer einer dünnen Oberschicht polnischer Assimilanten wünscht die Masse des jüdischen Volkes seine kulturelle Eigenart zu wahren. Ob diese Eigenart nun auf der religiösen, der sprachlichen oder der nationalen Zusammengehörigkeit beruht, darauf haben die Ostjuden selbst bisher keine direkte Antwort gegeben. Eine indirekte, aber deshalb nicht minder eindeutige Antwort ist freilich schon auf diese Frage erteilt worden, indem nämlich bei einer Volkszählung in Lodz von 156 000 jüdischen Einwohnern 154 000 als Nationalität: „jüdisch" angaben — eine Antwort, die typisch für alle östlichen Gebiete sein dürfte und die Herrn Dr. Oppenheimer und andren Vertretern der nur-religiösen Gemeinschaft zu denken geben sollte.

Diese Antwort sollte auch einer andren Gruppe von Menschen zu denken geben: denen nämlich, die meinen, daß nun, da das bisherige Programm des Zionismus sich nicht als augenblickliche Lösung der Judenfrage erweist, die Bewegung im Osten vor dem völligen Bankerott steht. Ihnen sei gesagt: Solange die Juden von ihrer nationalen Zusammengehörigkeit überzeugt sind, solange sie imstande sein werden, ihre nationale Eigenart in dem — hoffentlich bevorstehenden — Zwischenreich zu betätigen, solange wird auch das tief in der Volkstradition begründete zionistische Ideal in ihnen nicht sterben, und wenn sie auch nicht von heute auf morgen nach dem Orient auswandern können, so wird — falls nur die äußeren Möglichkeiten dafür entstehen — in immer weiter werdenden Kreisen die Sehnsucht und der Wille lebendig sein, in Palästina ein neues jüdisches Zentrum zu errichten.

Helene Hanna Cohn.

Abgeordneter Friedmann in der Duma.

Von der Rede, die der Abgeordnete neulich in der Duma hielt, ist ein großer Teil von der Zensur gestrichen worden. Aber das was übrig blieb, genügt, um ein erschreckendes Bild der zur Zeit herrschenden Verhältnisse zu geben. Friedmann erklärte: „Nach der Einnahme des größten Teils der Ansiedlungsgebiete durch die Deutschen begann die Regierung den Juden kleine Erleichterungen zu bewilligen. Dieser scheinbare Frühling hat nicht lange gedauert; daß der ehemalige Führer der äußersten Rechten Minister des Innern wurde, hatte für die Juden symptomatische Bedeutung. Die Administration schritt zu neuen Verfolgungen und nahm ihre früheren Versprechungen zurück. Auf Grund einer Vereinbarung zwischen den Zivil- und Militärbehörden wurden ganze Gouvernements, wie Pleskau, Petersburg und das Küstengebiet, den Juden verschlossen. Aus Archangelsk, Astrachan und vielen anderen Städten werden die Juden entfernt, auch Verwundete und Angehörige von Kriegern nicht ausgenommen, sowie Gymnasiasten und Gymnasiastinnen, die aus Mitteln der Flüchtlingshilfe erzogen werden. Auch das vom Ministerrat den Juden gewährte Recht, an ihren Wohnstätten Immobilien anzukaufen, hat durch Vereinbarung zwischen dem Minister des Innern und dem Justizminister eine gegenteilige Auslegung gefunden." Der Redner bespricht sodann die berüchtigte Treibjagd in der Umgebung der Börse von Moskau, wo Hunderte angesehener Persönlichkeiten von der Straße weg verhaftet und ausgewiesen wurden, wenn sie nur wie Juden aussahen. Dank gebühre dagegen dem Verhalten der russischen Bevölkerung der inneren Gouvernements, die trotz der Eingriffe der Gendarmen den Flüchtlingsscharen Gastfreundschaft gewährten. Hinter der Front blieb indessen alles unverändert. Rücksichtslos wurde bei dem Rückzug des Heeres die Ansiedelung von Dutzenden von Städten fortgesetzt und nur eine Frist von zwei bis zwölf Stunden gegeben, im Dorfe Telechany nur zehn Minuten. Als die Häuser der Juden in Repelowka durch Granaten in Brand gerieten, beschuldigte man sie, den Deutschen damit Signale gegeben zu haben. Dieselben Juden, die dann als Bettler von der Mildtätigkeit leben müssen, werden jetzt beschuldigt, heimlich Gold zu sammeln und nach Deutschland zu schicken . . . . ."

„Von dieser Tribüne herab sage ich, da die Regierung angesichts der ständig wachsenden Schwierigkeiten im Wirtschaftsleben die Möglichkeit der Volkswallung voraussieht, greift sie jetzt zu folgendem Mittel: Durch ein amtliches Rundschreiben vom 9. Januar 1916, das im führenden Verwaltungsorgan veröffentlicht und vom Polizeidepartement allen örtlichen Behörden zugesandt wurde, wird gesagt, daß die Juden als die Hauptschuldigen an der über Rußland hereingebrochenen Prüfung zu betrachten seien. Eine derartige verbrecherische Agitation des Regierungsorganes muß unbedingt zu Ausschreitungen des losgelassenen, von oben begünstigten Pöbels gegen die schutzlose jüdische Bevölkerung führen. Ich wende mich hiermit an die ganze 170 Millionen zählende Bevölkerung Rußlands: Wisset, daß man Euch durch Betrug auf den Weg des Blutvergießens treiben will, daß aber das unschuldig vergossene Blut auf das Haupt der Regierung zurückfällt." — — — — — — — —

Werden den Optimisten, die noch immer glauben, daß es in Rußland nun endlich besser wird, die Augen erst aufgehen, wenn in neuen Pogromen Ströme jüdischen Blutes geflossen sind?

Welt-Echo

Die Leute mit „J". Gibt es eigentlich noch einen Burgfrieden? In der letzten Zeit werden Dinge gesagt und geschrieben, aus denen man schließen könnte, daß er gewissen Kreisen gegenüber

nicht mehr besteht. In der 329. Sitzung des bayerischen Landtags sagte bei einer Erörterung der Verordnungen zur Lebensmittelversorgung der Abgeordnete Beckh (Fr. Vgg.): „Die Bundesratsverordnungen sind ohne jede agrarische Beeinflussung ergangen: wir lehnen jede Mitwisserschaft ab. Der Unterschied in den Bestandsaufnahmen des Getreides rührt daher, daß der Körnerertrag größer war, als er geschätzt wurde. Der Bundesrat ist auf dem besten Wege, das Vertrauen der Landwirtschaft zu untergraben; auch die ostelbischen Junker sind aufs peinlichste berührt von diesen Maßnahmen und rücken nun erst recht ab von dem verantwortlichen Reichskanzler wegen solcher Zwietracht fördernder Maßregeln. Der Bundesrat muß dafür sorgen, daß die infolge der jetzigen Höchstpreisfestsetzung geschädigten Landwirte entschädigt werden. An diesen Dingen sind nicht die Junker schuld, wie auch bayerische Beamte glauben; schuld sind andere Leute, die auch mit „J" anfangen. Unsere Landwirte als Wucherer hinzustellen, ist ungerecht."

Das Wort „Jobber" ist zur Zeit nicht in Gebrauch; auch die Jesuiten sind schwerlich gemeint. Welche Bevölkerungsklasse mit J also bezichtigt Herr Beckh in kecker Verallgemeinerung des Wuchers?

Deutsche Antisemitenblätter. In der „Kölnischen Volkszeitung", die durch ihren Berliner Berichterstatter Eisele zu einem antisemitischen Schimpfblatt niederen Grades umgestaltet worden ist, schreibt der genannte Herr, „es könnte in der deutschen Presse trotz Burgfrieden und Zensurzwang einmal eine Aussprache über die „Gesellschaft der Unabkömmlichen beginnen". Das „Berliner Tagebl." schreibt hierzu: „Eine solche Aussprache könnte in der Tat sehr interessant werden. Sie würde vielleicht unschätzbares Material über die Leistung derjenigen erbringen, die jeden in irgendeiner Frage anders denkenden Staatsbürger so heldenstolz als „Flaumacher" und „Schwächling" zu behandeln pflegen."

Nationalfondsspenden im Februar. Im Monat Februar hat der Nationalfonds Spenden im Gesamtbetrage von M. 34 378 vereinnahmt. Hierzu haben folgende Länder beigetragen: Nordamerika M. 13 906, Österreich M. 7070, Rußland M. 5332, Deutschland M. 2881, Südafrika M. 2319, Holland M. 1935, England M. 551, Dänemark M. 306; der Rest entfällt auf die Schweiz, Griechenland (Saloniki) und Belgien.

Eine fahrbare Kriegsbücherei. Bei dem Oberkommando Ost ist, wie uns der Verband der Deutschen Juden mitteilt, ein Ausschuß für eine fahrbare Kriegsbücherei eingerichtet worden. Zum Mitglied dieses Ausschusses soll, wie wir hören, Herr Feldrabbiner Rosenak vorgeschlagen worden sein. Durch Stiftung von 2500 Mark wird das Anrecht darauf erworben, daß der betreffende Wagen den Namen des Stifters trägt. Es sollen nicht nur Bücher zum Verleihen, sondern auch zum Kauf ausgelegt werden. Durch diese Zeilen möchten auch wir zur Unterstützung dieser Bestrebungen anregen, die eine Heranführung geeigneten Lesestoffs an unsere Soldaten an der Front ermöglichen soll.

Der jüdische Advokat Bonfil Effendi ist als Vorsteher der Stadt Tiberias in den Beiruther „Medschlis umumi" gewählt worden. Die Regierung bestätigte die Wahl.

Rituelle Osterkost für jüdische Soldaten. Das österreichische Militärkommando hat angeordnet, daß den jüdischen Soldaten während der ganzen Dauer des Pessachfestes rituelle Kost zu verabfolgen ist.

Die „Ica" in Schwierigkeiten. Aus London wird berichtet, daß die „Jewish Colonisation Association" sich durch den Krieg in einer kritischen Lage befindet, die daraus entsteht, daß die Gelder der Gesellschaft in Papieren angelegt sind. Die Ica versuchte in Amerika einen Hilfsfonds aufzubringen, erhielt aber nur von Jacob M. Schiff 100.000 Dollar.

Ein zweites amerikanisches Hilfsschiff für Palästina. Wie der New Yorker „Tag" meldet, hat die amerikanische Regierung beschlossen, ein Schiff mit Heilmitteln nach Palästina zu senden.

Das amerikanische Einwanderergesetz. Nach einer längeren Debatte über das „Bildungsexamen", das zufolge der Burnett-Dillinghamschen Gesetzesvorlage von den Einwanderern gefordert werden sollte, nahm das „Immigration Committee" eine Gesetzesformel an, für die das jüdische Kongreßmitglied Siegel seit Wochen energisch eingetreten war. Dieser Zusatzformel zufolge findet der Ausschluß von der Einwanderung bei nicht bestandenem Examen keine Anwendung auf solche Personen, die die Einwanderungsbeamten oder den „Secretary of Labour" davon zu überzeugen vermögen, daß sie infolge religiöser Verfolgungen, die auf Ausnahmegesetzen oder auf Maßnahmen gegen ihre Religion und Herkunft beruhen, ausgewandert sind. Im Prinzip ist damit eine besondere Härte gegen jüdische Einwanderer vermieden; in der Praxis freilich wird bei dieser Bestimmung vieles auf den Willen der Einwanderungskommissare ankommen.

Der amerikanisch-russische Handelsvertrag. Es wird höchste Zeit, Rußland von den schweren Anklagen zu reinigen, die wegen der Behandlung seiner Juden erhoben worden sind, denn — es handelt sich um die Erneuerung des amerikanisch-russischen Handelsvertrages. Russische Preßagenten bemühen sich deshalb, die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten für Rußland und — natürlich — gegen die Juden zu stimmen. Die angesehene Zeitschrift „Harper's Weekly" veröffentlicht einen Aufsatz von Stanley Washburn, in dem er behauptet, daß ihm bei seinem Aufenthalt in Rußland nichts von den der russischen Regierung zur Last gelegten Dingen bekannt geworden sei. „Im Gegenteil, die Behandlung der Juden war durchaus human". Herr Washburn schließt seinen Aufsatz mit den heuchlerischen Worten: „Durch Bemühungen zur Verbesserung der Handelsbeziehungen zwischen Amerika und Rußland vermögen die amerikanischen Juden ihren russischen Brüdern mehr zu helfen, als wenn sie sich der Einzelpersonen annehmen, die in Rußland auf Paßschwierigkeiten stoßen".

General Rußki als Pogromheld. In Kißlowads, wo er zur Kur weilt, veranstaltete der angeblich kranke General Rußki ein Judenpogrom. Den jüdischen Kurgästen wurden sämtliche Fensterscheiben eingeschlagen und alle Garderobengegenstände verbrannt. Die Stadtverwaltung wies am nächsten Tage auf Wunsch des Generals die jüdischen Gäste aus, weil sie eine Störung der öffent-

lichen Ordnung herbeigeführt hätten. General Rußki beteiligte sich persönlich an den Plünderungen.

Ein russischer Passagierschein. Die „Birschewyja Wjedomosti" erzählen von einem sehr charakteristischen Vorfall, der die Wiedergabe wohl lohnt. Es heißt dort wörtlich: „Diese Juden sind ein schreckliches Volk! Sie widerstreben immer den Forderungen des Gesetzes. Hier ein Beispiel: Der Pristaw des zweiten Polizeireviers in Petersburg stellte folgenden Passierschein aus: „Nr. 73 017. Die Tochter des erblichen Ehrenbürgers Scheina-Eta-Abromowna Lurie erhält hiermit die Weisung, sich sofort, ohne unterwegs Nachtaufenthalt zu nehmen, nach Wilna zu begeben . . ."

Wann wurde der Passierschein ausgestellt?

Wann? Am 3. Dezember 1915.

„. . .nach Wilna zu begeben und sich nach Ankunft am erwähnten Orte unter Vorzeigung dieser Urkunde bei der Polizeiverwaltung zu melden."

Bei welcher? Bei der deutschen?

„. . . . Im Falle sich Scheina-Eta Abronowna Lurie nicht unverzüglich aus freien Stücken nach der gedachten Stadt Wilna begeben sollte, so wird die Ausweisung im Etappenwege erfolgen."

Die „Birschewyja Wjedomosti" schließen den interessanten Bericht mit den Worten: Der Befehl ist klar und kategorisch. Da nun Scheina-Eta Lurie nicht nach Wilna gefahren ist, so wird es wohl nötig sein, daß die militärische Etappe die polizeiliche Verfügung unter Nr. 73 017 zur Ausführung bringt. — — —

Protest des Florenzer Oberrabbiners. Dr. Margulies, der Florenzer Oberrabbiner, hatte dem König von Italien die Bitte unterbreitet, sich für seinen Schwager verwenden zu wollen, der sich unter den Bürgern von Kalisch befand, die beim Rückzug der Russen als Geiseln mitgeschleppt wurden. Der Hausminister des Königs hat Dr. Margulies nunmehr mitgeteilt, daß die italienische Botschaft in Petersburg bei der russischen Regierung vorstellig geworden sei und die Freilassung erlangt habe.

Zur Geschichte der Juden in Fürth. Die Chronik der Stadt Fürth vom Jahre 1616 berichtet folgendes über die jüdische Gemeinde: Die Gemeinde hatte sich unter markgräflichem Schutze rasch vermehrt. Für diesen Schutz hatte jede Familie zehn Gulden 30 Kronen jährlich zu entrichten. Dafür durften sie unter sich eine eigene kirchlich-politische Korporation bilden, welche Verträge schließen und liegendes Gut erwerben konnte. Sie durften ihre Religion und ihre Zeremonien frei ausüben, ihre Rabbiner, Gemeindevorsteher und Judengerichte wählen und Gewerbe zum Gebrauche ihrer Gemeinde treiben, auch sich Gemeindeabgaben auferlegen. Dagegen konnten sie sich kein Bürgerrecht in der politischen Gemeinde erwerben und in keine Zunft aufgenommen werden. Zur Tragung der allgemeinen Lasten des Ortes wurden sie beigezogen. Den christlichen Gemeindemitgliedern gegenüber standen sie unter gleichem Rechte, ebenso in Zivilsachen. Auf öffentliche Ämter und Würden hatten sie keinen Anspruch, auch von der Waffenpflicht waren sie ausgeschlossen. Sie gründeten eine eigene Hochschule, auf welcher sich mitunter einige hundert fremder israelitischer Studenten befanden. Auch eine Buchdruckerei mit hebräischen Buchstaben wurde errichtet, und im gleichen Jahre die noch jetzt bestehende Hauptsynagoge erbaut.

Literarisches Echo

Eine Stimme über Palästina und Syrien. In seiner neuen Arbeit: „Die deutsch-türkischen Wirtschaftsbeziehungen und ihre Entwicklungsmöglichkeiten" von Regierungsrat Prof. Dr. Kurt Wiedenfeld (Verlag von Duncker und Humblot, München und Leipzig 1915) verficht der Verfasser Anschauungen, die im stärksten Gegensatz zu Philippsons Ausführungen über die landwirtschaftlichen Möglichkeiten Palästinas und seiner Nachbargebiete usw. stehen. Es heißt in seiner Arbeit: „Syrien endlich — Ägypten muß seiner besonderen politischen Stellung wegen hier außer Betracht bleiben — darf wohl als das verhältnismäßig am weitesten entwickelte Gebiet der asiatischen Türkei bezeichnet werden. Nach Arabien zu ist es allerdings ebenfalls Wüste, und nur wenige Karawanenstraßen deuten auf das Vorhandensein einiger fruchtbaren Oasen hin. Aber die Namen von Städten wie Aleppo und Damaskus sind ein Zeichen dafür, daß auch abseits des Küstenstriches, im Inneren des Gebietes, sich Bezirke von beträchtlicher Fruchtbarkeit befinden. Vollends ist die Küste, wenn gleich die Gebirge nur einen schmalen Anbauraum übrig lassen, als ein gesegnetes Land zu bezeichnen, in welchem das Klima zwar den Menschen nicht überall zuträglich ist, den Anbau subtropischer Früchte aber überall begünstigt; und der Nachteil, der den Menschen von der Schädlichkeit der Küste droht, wird auch hier wieder durch die Nähe des Gebirges etwas ausgeglichen. Eine so dichte Folge von immerhin wichtigen Städten, wie sie in Jaffa, Haifa, Beirut, Tripolis, an der syrischen Küste sich hinziehen, läßt allein schon die Gunst der Siedlungsmöglichkeiten des ganzen Landes erkennen. Die Wilajets Damaskus und Aleppo produzieren denn auch mehr Getreide, als sie selbst gebrauchen; Damaskus so viel, daß es fast die ganze Küste und auch Palästina mit Brotfrucht versorgt, und daß einige Bezirke für ihre getreidebauende Bevölkerung Militär- und Abgabenfreiheit genießen. Dazu tritt dann noch namentlich in der Provinz Aleppo der Anbau von Baumwolle in recht beträchtlichem Maße und hier, wie im ganzen Lande, die Pflege des Obstes und des Weines. Nächst Smyrna sind die syrischen Häfen für den Export der asiatischen Türkei die wichtigsten Stellen.

Wie viel im ganzen oder auch nur in einigen Provinzen bereits dem Ackerbau unterworfen ist, entzieht sich jeder statistischen Feststellung oder auch nur Schätzung. Alle Berichte jedoch, die von wirtschaftlich geschulten Reisenden — deren Zahl ist bisher allerdings außerordentlich gering gewesen — und von den Konsularvertretern der europäischen Mächte erstattet worden sind, stimmen darin überein, daß die Landfläche, welche bisher in Ackerbaubenutzung genommen worden ist, nur einen kleinen Bruchteil der wirklich anbaufähigen Fläche ausmacht. Ob es sich dabei um ein Viertel oder gar nur um ein Fünftel handelt, macht keinen großen Unterschied. Soviel ist sicher: die natürlichen Verhältnisse erlauben noch eine ganz gewaltige Ausdehnung der bisherigen Ackerbautätigkeit.

Dazu wird der Ertrag der schon benutzten Flächen durch die primitive Technik der Bearbeitung auf sehr niedrigem Umfang gehalten. Von

einer Schonung der Bodenkräfte durch planmäßiges Ruhenlassen oder gar von einem systematischen Fruchtwechsel ist natürlich nirgends eine Rede. Dazu ist die Zeit auch längst noch nicht gekommen, da ja immer noch im Verhältnis zu den sonstigen Absatzmöglichkeiten Land in überreichlicher Fülle zur Verfügung steht. (Hier hat offenbar der Verfasser die Einwanderungsmöglichkeiten außer Acht gelassen. D. Red.)

Aber nicht ohne weiteres als notwendig und vom Absatz her bestimmt erscheint die denkbar oberflächliche Art, wie man den Boden bearbeitet und die Frucht dann gewinnt. Da wird noch im allgemeinen, nicht nur im Innern der Landmasse, sondern sogar in den Küstenstrichen der einfache Hakenpflug benutzt, welcher den Boden eigentlich nur anritzt, nicht wirklich umgräbt und dazu so unregelmäßig über den Acker fährt, daß die gezogene Fläche nicht gleichmäßig besät werden kann; nur in den Ebenen von Adana und Konia steht schon der europäische Pflug allgemeiner in Anwendung. Eine weitere Bearbeitung des Bodens ist dann völlig unbekannt; hat der Bauer erst gesät, dann überläßt er alles weitere der Natur, und denkt nicht daran, die Schollen, die unter der Hitze rasch steinhart werden, etwa zu zerkleinern, oder während des Wachstums der Pflanzen für Sauberkeit des Ackers zu sorgen, und was der Arbeiten mehr sind, die bei intensiverem Betrieb den Menschen aus seinem Phlegma herausholen.

Die Ernte geschieht dann auch noch vielfach mit der Sichel oder allenfalls mit primitiven Sensen. Gedroschen wird auf dem Felde mit dem Dreschschlitten, der zwar das Stroh ganz gut für Futterzwecke vorbereitet, aber auch recht viel Korn vernichtet. Und das Sondern der Spreu vom Weizen kann man noch heute in der alttestamentarischen Form nicht selten beobachten.

Daß da nicht annähernd das als Ergebnis des Ackerbaues übrig bleibt, was bei besserer Bodenbearbeitung und Erntetechnik herausgeholt werden könnte, liegt auf der Hand.

(Hiernach wird man unbedenklich schätzen können, daß die landwirtschaftliche Produktion sich auf ein Vielfaches der bisherigen steigern ließe. Das aber gerade ist es, was Prof. Philippson in seinem hier besprochenen Aufsatz aus Angst vor den jüdischen Kolonisationskonsequenzen zu bestreiten suchte. D. Red.)

Dr. Alfons Paquet: Die jüdischen Kolonien in Palästina. Deutsche Orientbücherei (herausgeg. von Ernst Jäckh), Heft 9, Weimar, 1915, Verlag Gustav Kiepenheuer. Oktav. 42 S. M. —.75.

Unter dem grünen Banner des Dschihâd hat die Türkei begonnen, den ihr zukommenden Platz in der Geltung der Völker mit dem Schwerte zu erringen. Diese Entscheidung ist von gewaltigster Tragweite auch für ein anderes Volk, das — in übertragenem Sinne — eines „grünen Banners" vor allem bedarf: das Volk der Juden. Den Boden, den ihm Europa nicht zu geben vermag, soll und kann es im engeren Verbande des osmanischen Reichs erwerben und dafür wirtschaftliche und industrielle Stärkung dem Türkenstaate zuführen.

Diese Gesichtspunkte führt Paquet in der kleinen Schrift, die im Rahmen der „Deutschen Orientbücherei" erschienen ist, aus. Sein im März vorigen Jahres zugunsten des Roten Halbmondes in Berlin gehaltener Vortrag bildet den ersten und hauptsächlichsten Teil der Darstellung. Darin gibt er seine Eindrücke und Erlebnisse in Palästina und schildert das Leben im „neuen Jischub" und dessen Wichtigkeit für das Kulturwerk im alten Lande der Väter. Die wirtschaftliche Bedeutung der kolonisatorischen Anfänge wird neben der geistigen geschichtlich und zahlenmäßig belegt. Durch den Weltkrieg ist nun das Interesse der Deutschen am Aufblühen der Türkei und an der Lösung der Ostjudenfrage klar zum Ausdruck gekommen; die Erfüllung beider Aufgaben durch Kombinierung weist der deutsche Politiker in seiner Schrift auf. Darum will er die Förderung der bereits bestehenden Kolonien und deren Ausbreitung. „Der türkische Baum muß mehr grünen und gar auswachsen. Wer in seinem Schatten wohnen will, muß aber zuvor sein Gärtner sein." Die Beherzigung dieser Schlußsätze Paquets möge zu den Kriegserfahrungen gehören, die einer jüdischen Politik im Frieden ihre Richtung geben. Theo Harburger.

Der Glaube an das eigne Volk. Alfred Weber: „Gedanken zur deutschen Sendung". (S. Fischer Verlag, Berlin). — Die vielen klugen Gedanken, die sich dem Heidelberger Nationalökonomen draußen im Felde geformt haben, hat Alfred Weber in einem Bändchen, das den obigen Namen trägt, gesammelt. Über vieles hat er nachgedacht und ist er zur Klarheit gelangt: über die Probleme von Deutschlands und Österreichs innerer und äußerer Politik, über das Wesen des deutschen Volkes und das der feindlichen Nationen, über Religion und Militarismus. Seine Gedanken, so lose sie aneinandergereiht sind, sind doch alle innerlich verbunden, und zwar durch den felsenfesten Glauben an die sittliche Überlegenheit des deutschen Volkes und seiner Kulturmission. Diese Mission wird sich in erster Linie dem Slawentum gegenüber geltend machen, auf dessen schlummernde Kräfte Weber vertraut. Deutschland muß den echten slawischen Geist entwickeln, um den Zarismus zu zerbrechen und sich, vereint mit den Slawen gegen die Tyrannei des englischen Geistes zu wenden. Daß einem, der so tief von der Größe des unberührten deutschen Wesens durchdrungen ist, ein Charakter wie Bethmann-Hollweg näher steht als ein solcher wie Ballin, ist nicht verwunderlich; ebensowenig, daß Weber, der dem Slawentum eine so gewaltige geistige Entwicklung zutraut, glaubt, daß die russische Art sich durch Abstoßung des jüdischen Elementes selbständiger entfalten werde. Es handelt sich hier — wohlgemerkt — nicht um einen politischen Standpunkt, sondern um einen Rasseninstinkt, um den Glauben, daß der Deutsche jene Kulturmission unbeeinflußt von irgendwelcher fremden Art erfüllen müsse. Daß selbst in Webers Ablehnung des jüdischen Einflusses kein Werturteil der jüdischen Wesensart liege, beweist ein Wort in seinem Buch: . . . . „Objektiv sein können auf dieser ganzen Welt wohl nur die Deutschen — und vielleicht die Juden. Sollte das aus einem ähnlichen Schicksale hervorgehen? Diese Parallele mit den Juden wird man jetzt gar nicht los. Ich habe sie meiner Mannschaft am Sonntag vorgebracht — sie haben nachher stundenlang darüber disputiert." Es gibt deutsche Juden, die heute wohl an die Mission des Deutschtums glauben, die Mission des Judentums aber als Überheblichkeit zurückweisen. Ihnen sei dieser Satz zur Lektüre empfohlen und

danach das gesamte Buch eines, der unbedingt ja sagt zu seinem Volkstum. Priester.

Heines jüdische Seele. Im J. G. Cotta'schen Verlag, Stuttgart, ist ein Büchlein erschienen, das sich „Heinrich Heine, der deutsche Jude" betitelt und Herrn Max Fischer zum Verfasser hat. Die kleine Schrift versucht, Heines dichterische Persönlichkeit aus seiner typisch deutsch-jüdischen Geistes- und Gemütsrichtung heraus zu erklären, und diese Aufgabe ist dem Verfasser nicht übel gelungen. Er hat die tiefe Disharmonie erkannt, die im Wesen eines Menschen walten muß, der ein bewußter Deutscher der Romantikerzeit und zugleich ein bewußter Jude ist, er hat erkannt, daß nur ein deutliches Jasagen entweder zu der deutsch-christlichen oder zu der jüdischen Seele in seiner Brust Heinrich Heine jene letzte Gestaltungs- und Überzeugungskraft hätte geben können, deren Mangel seinen Dichtungen den eigentümlich zerfließenden Charakter gibt. Max Fischer weiß den Dichter der „Loreley", des „Belsazar", der „Wallfahrt nach Kevlaar" und andrer Höhepunkte Heinescher Kunst zu würdigen, er versteht es auch, dem Menschen Heine auf den verschlungenen Pfaden seines überzarten Empfindens zu folgen, aber der Ursprung seines warmen Interesses an dem Dichter ist das Gefühl der Enttäuschung, des Bedauerns, daß Heine so und nicht anders geworden, weil er sich nicht von seinem Judentum losgerungen hat. Zu der Frage, ob vielleicht auch durch das Bejahen der andren, der jüdischen Seite der Dichter zu einer Überwindung des tiefen Zwiespaltes hätte gelangen können, hat den Verfasser offenbar eine eingeborene und blindlings übernommene Skepsis gegenüber dem Ideen- und Gefühlsinhalt des Judentums nicht kommen lassen. Sehr originell ist das Schriftchen nicht, aber es ist mit warmem Gefühl geschrieben und wirkt darum sympathisch. e. a. n.

M. Burg, kgl. preuß. Major der Artillerie usw., Geschichte meines Dienstesleben s, 2. Aufl. mit einem Geleitwort von Prof. Ludwig Geiger. Verlag von M. W. Kaufmann, Leipzig 1916. (Vorrätig bei L. Wertheimer, München, Westenriederstraße 4).

Das vorliegende Werk bildet eine Art Ausgrabung, wie der Verfasser des Geleitwortes mit Recht hervorhebt: es ist kein Buch seltsamer Abenteuer oder nervenreizender Ereignisse. Aber es verdient eine Wiederbelebung wegen der Schlichtheit des Ausdruckes, seiner kulturgeschichtlichen Merkwürdigkeit und des guten Beispiels — gerade jetzt — für das heranwachsende Geschlecht. Meno Burg, der Verfasser dieser Selbstbiographie, wurde am 9. Okt. 1790 in Berlin geboren, besuchte bis zum 10. Jahre die jüdische Elementarschule, dann ein Gymnasium, später die Bauakademie, machte 1807 das Kondukteur- und Feldmesser-Examen und meldete sich, nachdem der Aufruf seines Königs „An mein Volk" erschienen war, als Freiwilliger. Er war nur kurze Zeit aktiver Soldat und wurde 1818 als Lehrer der Mathematik ernannt, um in Danzig und dann bis an sein Ende an der Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin tätig zu sein. Trotz des Wunsches des Königs, er möge zum Christentum übertreten, blieb er seinem angestammten Glauben treu, was aber nicht hinderte, daß er alle militärischen höheren Grade erreichte, so daß er als Major 1853 hochgeachtet von Schülern und Kameraden starb. Interessant ist in der Einleitung Geigers die Schilderung von Burgs Leichenbegängnis, aus der Feder des damaligen Generals Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen.

In der Einleitung zu seiner Schrift selbst sagt Burg u. a. „sie soll dem jüdischen Jüngling zeigen, daß auch in unserm Vaterlande der Jude zu Staatsämtern gelangen kann und in seiner öffentlichen Laufbahn nicht aufgehalten wird, vorausgesetzt, daß er bemüht ist, seine Pflichten zu erfüllen usw."; eine Anschauung, welche zu Zeiten Burgs vielleicht berechtigt war, aber in den letzten Dezennien in Preußen recht selten — besonders beim Militär — zur Geltung gelangte.

Das Werk selbst ist recht lesenswert und zeigt so recht, wie man ein guter Jude und gleichzeitig guter Deutscher sein kann. J. F.

Feuilleton

Heuschrecken.*)

Von S. Hoofien-Jaffa.

(Fortsetzung.)

II.

Nach wenigen Tagen kommt der zweite gewaltige Schwarm. Ein kleiner Teil läßt sich in unmittelbarer Nähe der Stadt auf die Gärten und Wege nieder. Die Tiere sind müde, sie kriechen und hüpfen über den Boden, den sie mit einer braun, gelb und grün schillernden krustenartigen Schicht bedecken, fressen aber nichts und ruhen sich offenbar aus.

Aber der nächste Morgen! Es ist Hochzeitstag! Heuschreckenhochzeit! Da gibts keine Gäste, nur Bräutigame und Bräute! Sollte es einen himmlischen Rechenmeister, einen Oberstatistiker geben, dessen Aufgabe es ist, die Heuschreckenweibchen und -Männchen so genau abzuzählen, daß keine einzige Heuschrecke in den Tod geht, ohne die Liebe zu kennen? Wo das Auge nur hinblickt ist der Boden mit einem braungelben Teppich bedeckt. Pärchen, bestehend aus einem braunen Männchen und einem gelben Weibchen, Pärchen zu Tausenden, zu Millionen! Das ist ein Flügelklappern, ein Rauschen und Schieben, ein Flattern und Hupfen. Wenn man mit dem Spazierstock durch den dichten Haufen fährt, dann erheben sich Wolken von Liebespaaren und stören wieder Tausende anderer Paare. Aber Braut und Bräutigam, die sich einmal gefunden haben, halten auch im Fluge treu zusammen. Mag auch der klotzige Menschenfuß Hunderte von Paaren zertreten, die Hochzeitsfreude der Millionen wird dadurch nicht gestört, noch im Tode bleiben sie zusammen, die einmal, das erste und einzige Mal in ihrem Abenteurerleben sich gefunden haben. Nur vereinzelte Individuen flüchten allein. Es sind Männchen!

Und wo wir schreiten, auf den Sandwegen zwischen den Orangengärten, in den Kaktushecken, auf den Orangenbäumen, in den Weinbergen, überall dasselbe Bild! Es gibt nur ein Wort dafür — erhaben! Man steht, ohne Worte zu finden und ohne klare Empfindungen vor diesem ungeheuren Walten der Natur. Mikrokosmos! „Und

*) Palästina wurde bekanntlich vor Jahresfrist von Heuschreckenschwärmen in solcher Stärke heimgesucht, wie das Land sie seit Jahrzehnten nicht erlebt hatte.

sie waren in unseren Augen wie die Heuschrecken"! berichteten die falschen Späher den Israeliten in der Wüste, als sie aus Kanaan zurückkehrten und von den Enakskindern erzählten, die sie dort gesehen hatten. Gibt es auf anderen Sternen Riesen, die so auf das kleine kribbelnde Menschengeschlecht blicken? —

Die Zeit schreitet weiter. Die Weibchen haben ihre Eier gelegt; man hat es nicht verhindern können. Jetzt gibt es aber zu arbeiten.

Die Eier stecken etwa zehn Zentimeter tief im Boden. Jedes Weibchen legt fünfzig bis hundert Stück in einem Eibehälter, der an einen Maisstock erinnert. Wir beginnen zu rechnen: die Milliardenschwärme, die wir gesehen haben, verhundertfacht. Und hier handelt es sich nicht um erwachsene satte Tiere, die sich nach dem langen Wüstenfluge nur noch nach Ruhe und Liebe sehnen, sondern um hungrige Larven, die sechs Wochen brauchen, um es bis zum geflügelten Insekt zu bringen und während dieser ganzen Zeit ununterbrochen fressen! Sie sind überhaupt nichts anderes als Freßapparate; ihr ganzer Körper ist darauf eingestellt. Vorn geht es hinein, hinten heraus, in einem fort, wie bei Münchhausens durchgeschnittenem Pferde; zum Verdauen fehlt die Zeit!

Man macht sich also nach Kräften an die Vertilgung der Eier. Wer es kann, pflügt zu wiederholten Malen den Boden um, damit so viele Eier wie möglich ans Sonnenlicht gezogen werden. Im Lichte ersterben sie innerhalb weniger Stunden. Aber ein bedeutender Teil der arabischen Landbevölkerung zeigt für die Sache nur wenig Interesse. Sie haben ihr Wintergetreide schon geerntet oder haben wenigstens bis zum Auskriechen der Larven (in etwa 5 bis 6 Wochen) noch überreichlich Zeit dazu.

Die Regierung greift freilich ein, indem sie alle Männer des Distriktes zur Arbeit anhält. Jeder, einerlei welchen Alters und welchen Standes, hat ein gewisses Quantum Eier einzuliefern oder in Ermangelung dessen Fr. 6.— zu zahlen. Nach orientalischer Art wird diese Maßregel aber nicht praktisch durchgeführt.

So vergeht eine Woche nach der anderen. Eier werden schließlich nicht mehr gefunden oder nicht mehr gesucht, aber voll Angst und Sorge denkt man an das, was sich da unter einer dünnen Erdschicht allüberall vorbereitet; die behördlich bestellten Inspektoren jagen durch das Land, ohne (trotz ihres guten Willens) die Leute zur Arbeit bewegen zu können; die nicht unmittelbar Betroffenen fangen schon an, die ganze Affäre halb zu vergessen. Alles ist ruhig; keine Heuschrecke im ganzen Lande mehr zu sehen. Sich vorzustellen, daß aus unserer eigenen blühenden Wundererde das Verhängnis über uns hereinbrechen muß!

Eines Tages kommt aus einem palästinensischen Dorfe zu uns in Jaffa die Nachricht: die Larven sind da! Wenige Stunden danach schon aufregende Schilderungen: Wie sie in riesigen Zügen, alle in einer Richtung, wie zur Schlacht gerüstet, über den Boden weiterhüpfen und sich von keiner Macht aufhielten ließen. Wie ein Gemüsefeld, über das sie gezogen wären, nachher überhaupt nicht wiederzufinden gewesen wäre. Wie fortwährend von allen Richtungen neue Züge erschienen!

In den Tagen darauf regnet es solche Hiobsnachrichten aus allen Dörfern des Distriktes. In der allernächsten Umgebung Jaffas sind, wie es scheint, verhältnismäßig wenig Eier gelegt worden, und im Gartengürtel, der sich unmittelbar an die Stadt anschließt, bleibt alles noch ruhig.

Wir fahren hinaus nach den betroffenen Kolonien in Judäa. Die dortigen Orangenpflanzer haben erfahren, daß die Larven sich ganz gefügig dorthin treiben lassen, wo man sie haben will. So hat man denn an hundert Stellen langgedehnte, etwa einen halben Meter tiefe Gräben und Gruben gegraben und versucht, die Larven da hinein zu treiben.

Auf einem gänzlich unangebauten Grundstück steht eine kleine Menschengruppe und starrt auf den Boden. Wir eilen heran und — ja, da kribbelt und krabbelt es schwarz auf der beinahe nackten Erde. Es sieht eigentlich nicht so schrecklich gefährlich aus. Ein regelrechter Zug ist es, etwa zwanzig Meter lang und zwei bis drei Meter breit. Die Tierchen sind schwarzbraun und außerordentlich klein; jedenfalls weniger als einen Zentimeter lang. Und das hüpft und hüpft und kriecht und springt, alles in einer Richtung und mit einer fast komisch anmutenden Hartnäckigkeit. Man versucht, den Zug in einen nahen Graben hineinzutreiben, aber — mag es sein, daß die Theorie nicht taugt, oder daß man die rechte Kunst des Treibens noch nicht heraus hat — er läßt sich durch kein Schaufeln, keine Erdhaufen, kein Tücher- und Zweigeschwenken, kein Rufen und Schreien aus der Richtung bringen und verfolgt seinen Weg vom Graben weg nach dem benachbarten Orangenhain. Da läßt man kurz entschlossen den alten Graben liegen und schaufelt in aller Eile einen neuen zwischen dem Zuge und dem Garten. Auch hier ein Grabenkrieg! Man hofft, daß die Tierchen in den Graben springen werden, den man dann nur zuzuschaufeln braucht.

Jetzt nähert sich der Zug dem Rande, und die ersten springen ins Loch. Wir sind sehr zufrieden und gratulieren uns zu unserer wohlgelungenen Kriegslist. Auf dem Boden des Grabens kribbelt schon eine zolldicke Schicht. Immer so weiter! denken wir und bereiten uns darauf vor, der ganzen Gesellschaft in wenigen Minuten das Grab zu schaufeln. Aber o weh! Da kriecht und springt es überall und unaufhaltsam am Grabenrande hinauf! So einfach ist es denn doch nicht! Die Tiere denken gar nicht daran, sich ohne weiteres zu ergeben. Auf der ganzen Front kriecht man aus dem Graben heraus! Wir kämpfen verzweifelt und nicht ohne Erfolg gegen die Übermacht! Mit Zweigen, mit den Füßen, mit Hacken, Schaufeln und Stöcken schieben wir immer wieder die Tiere herunter. Aber wir sind zu wenig an der Zahl, um die ganze Front zu verteidigen. Den weitaus größten Teil der Larven treiben wir zurück, aber einer ansehnlichen Armee gelingt der Durchbruch. Sie formiert sich neu und setzt zielbewußt und schnurgerade den Zug gegen den Garten fort. Da schickt uns das gütige Schicksal frische Hilfstruppen in der Gestalt von drei oder vier Schulkindern, die auf dem Wege zu ihrer Väter Gärten vorbeikommen. Sofort werden sie zum Abwehrdienst am Graben eingezogen. Einige Männer laufen und beginnen hart vor dem bedrohten Garten in höchster Eile einen neuen, nicht sehr tiefen und nicht sehr langen Graben zu schaufeln. Da marschiert die zweite Armee ganz richtig hinein und wird gleichzeitig mit der Hauptarmee unter die Erde geschaufelt!

Nur vereinzelte Tiere gelangen in den Garten.

Wir wissen, was nun zu tun ist. Die Rückseite des Grabens muß mit Wellblech ausgeschlagen werden, das sich am besten noch einen Dezi-

meter über den Grabenrand erheben soll. Darüber kommen die Tiere nicht fort, und man braucht nichts weiter zu tun, als zu warten, bis der ganze Zug drinnen ist und dann die ausgehobene Erde wieder zurückzuschaufeln.

Aber woher im ganzen Lande das Wellblech nehmen? Zwar werden Dächer und Schuppenwände requiriert, doch im Verhältnis zum Bedarf ist der Vorrat nur gering. —

(Fortsetzung folgt.)

Fur wos ich simpatisier mit Deitschland.

Der Dichter Morris Rosenfeld veröffentlicht in amerikanischen Blättern folgende Verse:

S'is nit der Krieg mejn Ideal,
Ich such' in hejßes Blut kejn S'chus,[1])
Doch quell' ich an von Deitschlands Knal,[2])
Wos lernet an dem wilden Ruß.[3])

Es hot der Himmel angeschickt
Dem Deitsch als Robnik[4]) af Kazapp,[5])
Er wehtogt itzt,[6]) er krächzt, er liegt,
Er wet nit offstehn vun sejn Klapp.

Ich bin ganz fremd dem Tëuton-[7])
Es is der Jid in mir, wos redt,
Doch winsch ich Broches[8]) Deitschlands Fohn,[9])
Was flattert iber Rußlands Städt'.

Nur zu Pogromen is er Held,
Der Bär, der Fonje,[10]) der Barbar,
Doch nit zu Deitschen oif'm Feld,
Denn dorten toig der Zar oif Zaar (Unglück).

Amerika, Du bist mejn Land,
Far Dir, oif Leben und oif Tojd
Doch bensch[11]) ich Deitschlands starke Hand,
Wos hackt mejn Ssojne[12]) wie in Krojt.[13])

Nit wundert, wos ich sing a Lied
Dem Deitsch, wos ich bin ihm a Frejnd,
Ich sing ihm, weil er wet nit mied,
Zu reißen Sticker vun mejn Fejnd.

Mein Lied der deitschiger Nation
Hoch far dem Kajser und sejn Land,
Hoch far sejn Mut und far sejn Fohn,
Und Hoch far sejn gebenschte Hand!

Ostjüdische Sprichwörter. In der „Ostjuden"-Nummer der „Süddeutschen Monatshefte" finden wir eine Reihe ostjüdischer Sprichwörter:

Wenn man das Altern scheut, soll man sich in der Jugend aufhängen.

Halbe Wahrheit ist ganze Lüge.

Borgt man jemandem Geld, so kauft man sich einen Feind.

Scheren lernt man am Besten an einem fremden Bart.

Lebte Gott auf dieser Welt, so schlügen ihm die Menschen alle Fenster ein.

Der gute Mensch braucht keine Prügel, dem schlechten nützen keine Prügel.

Ein Huhn esse ich am liebsten zu zweit: ich und das Huhn.

[1]) Verdienst. [2]) Bin ich froh über Deutschlands Schläge. [3]) Die den wilden Russen lehren werden! [4]) Peitsche. [5]) Russe. [6]) Klagt jetzt. [7]) Tëuton (dreisilbig) = Deutscher. [8]) Segen. [9]) Fahne. [10]) Russe. [11]) Preise. [12]) Hasser. [13]) Kraut.

Drei Dinge wachsen auch bei Nacht: Einkünfte, Mietzins und unverheiratete Töchter.

Schenkt der Vater dem Sohn, — so lachen beide; schenkt der Sohn dem Vater, — so weinen beide.

Sich selbst loben ziemt sich nicht, schadet aber auch nicht.

Nimmt ein alter Mann ein junges Weib, so wird der Mann jung und das Weib alt.

Die alte Jungfer ist gefeit vor frühem Tod.

Die vierte Kriegsanleihe.

Seit Kriegsbeginn wendet sich die Reichsfinanzverwaltung in regelmäßigen Zeitabschnitten an das gesamte Volk, an die Großkapitalisten und kleinen Sparer, an die Großindustrie und die Handwerker, an alle Erwerbs- und Berufskreise, um sich immer neue Mittel zur Wehrhaftmachung des Vaterlandes und zur Fortführung des Krieges bis zum siegreichen Ende zu holen. Das ist eine Bekundung der allgemeinen Wehrhaftigkeit, deren Inanspruchnahme ebenso selbstverständlich ist wie ihre Befolgung. Darüber herrscht im Deutschen Reich kein Zweifel. Niemand, der mit offenen Blicken die weltgeschichtlichen Ereignisse an sich vorüberziehen sieht, ist in Unkenntnis über die Bedeutung des Geldes bei diesen Geschehnissen. Er weiß, daß der Krieg nicht nur Geld kostet, sondern auch immer teurer wird. Heute muß Deutschland täglich fast das Doppelte der Summe aufwenden, die es in den Anfängen des gewaltigen Ringens um seine Existenz ausgegeben hat. Und daß die Aufwendung dieses notwendigen Aufwands nicht versage, ist eine der wesentlichen Vorbedingungen des Sieges. Die Feinde verkünden den Zusammenbruch der deutschen Finanzen. Wir aber werden ihnen beweisen, daß die Stützen ungebrochen sind und daß die Kraft des Volkes unerschöpfbar ist.

Im Zeichen der unbedingten Gewißheit des militärischen Sieges der Zentralmächte erscheint die vierte deutsche Kriegsanleihe.

Das ist die beste Vorbedingung des Erfolges. Und die Ausstattung der neuen Schuldverschreibungen ist wieder ein Beweis dafür, daß das Deutsche Reich für das, was es fordert, die entsprechende Gegenleistung zu bieten gewillt ist. Die vierte Kriegsanleihe stellt der deutschen Finanztechnik insofern ein glänzendes Zeugnis aus, als sie die erste Abweichung von dem fünfprozentigen Kriegszinsfuß bringt. Es erschien zweckmäßig, den Versuch mit der Einführung eines neuen Anleihetyps zu machen; und so entschloß sich die Reichsfinanzverwaltung, neben der fünfprozentigen Reichsanleihe wieder Reichsschatzanweisungen zur Wahl zu stellen, diesmal aber viereinhalbprozentige. Damit ist, was die Verzinsung betrifft, eine neue Art von Schuldverschreibungen in die Reihe der deutschen Reichs- und Staatsanleihen eingeführt, während die Art selbst bekannt und beliebt ist. Die beiden ersten Kriegsanleihen hatten gleichfalls Schatzanweisungen gebracht. Das erstemal im festen Betrag von 1 Milliarde, auf die 1340 Millionen gezeichnet wurden; das zweitemal, unbegrenzt, mit einem Zeichnungsergebnis von 775 Millionen. Bei der dritten Anleihe wurde das Doppelangebot unterbrochen, um jetzt wieder aufgenommen zu wer-

den. Die Reichsfinanzschatzanweisung ist ein allgemein beliebtes Papier, das immer wieder seine Abnehmer findet. Und der Ausgabekurs von 95 Prozent bietet bei der Rückzahlung zu 100 Prozent einen sicheren Kursgewinn von 5 Prozent. Das ist ein Reiz, der nicht unterschätzt werden wird. Die reine Verzinsung des 4½ prozentigen Papiers beträgt 4,74 Prozent. Dazu ist aber der Verlosungsgewinn zu rechnen, der zum erstenmal am 1. Juli 1923 fällig wird. An diesem Tage beginnt die jährliche Rückzahlung der Schatzanweisungen zum Nennwert, nachdem die Auslosung jeweils ein halbes Jahr vorher stattgefunden hat. Die Stücke, die zum ersten Rückzahlungstermin an die Reihe kommen, bringen also, nach rund sieben Jahren, einen Kursgewinn von 5 Prozent. Aufs Jahr berechnet: 0,71 Prozent, um die sich die jährliche Verzinsung von 4,74 auf 5,45 Prozent erhöht. Bei der Rückzahlung nach 8 Jahren (1. Juli 1924) sind es 5,36 Prozent, nach 9 Jahren (1. Juli 1925) 5,29, nach 10 Jahren (1. Juli 1926) 5,24 und selbst nach 16 Jahren (1. Juli 1932), im letzten Jahre der Auslosung, noch 5,05 Prozent. Die 4½prozentigen Reichsschatzanweisungen gehen also während der ganzen Dauer ihrer Gültigkeit mit ihrem Zinsertrag nicht unter 5 Prozent. Die letzte Rückzahlung findet am 1. Juli 1932 statt. Wichtig ist, daß ein besonderes Entgegenkommen für die vorzeitig ausgelosten Stücke besteht. Die Schatzanweisungen, die vor dem 2. Januar 1932 ausgelost werden, können in eine viereinhalbprozentige Schuldverschreibung umgetauscht werden, die unkündbar ist bis zum Endtermin der Verlosungszeit, den 1. Juli 1932. Statt der Barzahlung kann ein solcher Umtausch gewählt werden, der den großen Vorteil bietet, daß der Besitzer des Papiers möglichst lange im Genuß einer viereinhalbprozentigen Verzinsung bleibt, während es nicht sicher ist, ob nicht in der Zeit bis zum 1. Juli 1932 der allgemeine Zinsfuß wieder auf 4 Prozent zurückgegangen ist.

Die fünfprozentige Reichsanleihe wird diesmal zu 98,50 Prozent angeboten.

Die Ermäßigung des Preises um ein halbes Prozent gegenüber dem Ausgabekurs der dritten Anleihe ist geschehen, um den Zeichnern einen Ausgleich für die um ein halbes Jahr kürzere Geltungsdauer der neuen Reichsanleihe zu bieten. Während die dritte Anleihe noch auf 9 Jahre unkündbar war, ist bei der vierten Ausgabe das Ziel des 1. Oktobers 1924 nur noch 8½ Jahre entfernt. So wird den Zeichnern für den verhältnismäßig geringen Zeitverlust ein ansehnlicher Vorteil in der Verbilligung des Erwerbspreises geboten. Dabei sei wieder darauf hingewiesen, daß der Termin des 1. Oktober 1925 nur die Unkündbarkeit der Schuldverschreibungen durch das Reich festsetzt. Das Reich muß also bis dahin die fünf Prozent Zinsen zahlen und muß, wenn es sie von dem genannten Tage an nicht mehr weitergewähren will, die Anleihe — und zwar zum Nennwert — zurückzahlen. Natürlich bleibt es ihm aber unbenommen, sie unter den alten Bedingungen über den 1. Oktober 1924 hinaus fortbestehen zu lassen. Auch ist von neuem darauf zu achten, daß die Unkündbarkeit der Anleihe, die einzig und allein einen Vorteil für den Zeichner darstellt, mit der Verwertbarkeit der Stücke nichts zu tun hat. Sie können jederzeit, wie jedes andere Wertpapier, durch Verkauf oder Verpfändung zu Geld gemacht werden.

Die neue fünfprozentige Reichsanleihe bietet, bei dem Preis von 98,50 und dem Tilgungsgewinn von 1,50 Prozent eine Verzinsung von 5,07 plus 0,17 gleich 5,24 Prozent. Ein solcher Ertrag von einem Anlagepapier ersten Ranges, dessen Sicherheit durch die Macht und das Vermögen des Deutschen Reiches garantiert wird, setzt bei dem Käufer keinerlei Opfer voraus. Nach 19 Kriegsmonaten ist das Reich imstande, Schuldverschreibungen anzubieten, die ebenso würdige Zeugnisse seines Kredits wie vorteilhafte Kapitalsanlagen sind. Von einer Begrenzung der Anleihebeträge wurde, nach den guten Erfolgen der drei ersten Anleihen, sowohl für die Reichsanleihe wie für die Schatzanweisungen wiederum abgesehen. Immerhin könnte, bei sehr großem Zeichnungsergebnis, die Reichsfinanzverwaltung sich möglicherweise genötigt sehen, den Betrag der Schatzanweisungen zu begrenzen. Allen denen, die mit ihrer Zahlung an der Anleihe beteiligt werden wollen, sei daher empfohlen, sich bei der Zeichnung auf Reichsschatzanweisungen, wie dies auf dem grünen Zeichnungsschein vorgesehen ist, damit einverstanden zu erklären, daß ihnen eventuell auch Reichsanleihe zugeteilt wird.

Die Bedingungen für den Zeichner sind mit den bekannten Bequemlichkeiten ausgestattet.

Die Dauer der Zeichnungen erstreckt sich wieder über einen Zeitraum von beinahe drei Wochen, und die Zahl der Zeichnungsstellen ist so groß, daß sie alle Wünsche und Wege umfaßt. Auch die Post nimmt wieder Anmeldungen an allen Schaltern entgegen, doch ist darauf zu achten, daß bei der Post Vollzahlung bis zum 18. April zu leisten ist, und daß nur Reichsanleihe, nicht auch Schatzanweisungen, bei der Post gezeichnet werden kann. Die Stückelung der fünfprozentigen Reichsanleihe und der Reichsschatzanweisungen ist wiederum auf die kleinsten Sparer zugeschnitten, und die Einzahlungen, auch für den kleinsten Betrag von 100 Mark, sind so verteilt, daß die sofortige Bereitschaft baren Geldes nicht nötig ist. Vom 31. März an können die zugeteilten Beträge voll bezahlt werden. Wer das nicht will, kann seine Einzahlungen an vier Terminen, vom 18. April bis 20. Juli, leisten. Teilzahlungen werden nur in Beträgen für Nennwerte, die durch 100 teilbar sind, angenommen. Wer 100 Mark zeichnet, braucht erst am 20. Juli zu zahlen. Für die Zeit zwischen dem Zahlungstage und dem Beginn des Zinsenlaufes (1. Juli 1916) werden dem Zeichner Stückzinsen vergütet, und zwar auf die Reichsanleihe 5, auf die Schatzanweisungen 4½ Prozent. Wer Vollzahlung am 31. März leistet, bekommt die Stückzinsen auf 90 Tage, bei Zahlungen am 18. April auf 72 Tage, am 24. Mai auf 36 Tage. Diese Zwischenzinsen haben die Bedeutung, daß der in neuer Kriegsanleihe angelegte Betrag von dem Augenblick an Zinsen trägt, in dem er einbezahlt worden ist. Sowohl auf die Reichsanleihe als auf die Reichsschatzanweisungen werden die am 1. Mai 1916 fälligen 80 Millionen Mark 4proz. Schatzanweisungen des Reiches in Zahlung genommen, und zwar so, daß dem Besitzer 4 Prozent Zinsen vom Verrechnungstage bis zum Fälligkeitstage in Abzug gebracht werden. Er tritt dafür schon vom Verrechnungstage, statt vom 1. Mai, an in den Genuß der 5 oder 4½-proz. Verzinsung. Unter normalen Umständen bekäme er das Geld für die 4proz. Schatzanweisun-

gen erst am 1. Mai, könnte also mit dem Gelde, das er für sie erhält, erst von diesem Tage an Kriegsanleihe bezahlen. Dieser Schwierigkeit wird er durch den Umtausch enthoben. Auch die im Laufe befindlichen unverzinslichen Schatzscheine des Reichs werden in Zahlung genommen.

Große Vorteile bietet die Eintrgaung der gezeichneten Reichsanleihe-Beträge ins Reichsschuldbuch. (Die Schatzanweisungen können nicht eingetragen werden.) Die Zeichnungen sind um 20 Pfennige für je 100 Mark billiger als die gewöhnlichen Stücke. Zudem gewinnt der Besitzer eines solchen Guthabens die Befreiung von jeglicher Sorge um die sichere Verwahrung und Verwaltung seines in Kriegsanleihe angelegten Vermögens und um die Einkassierung der Zinsen. Den Zeichnern von Stücken der Anleihe und von Schatzanweisungen bietet die Reichsbank den Vorteil kostenfreier Aufbewahrung und Verwaltung bis zum 1. Oktober 1917. Bis zum gleichen Termin ist auch die kostenfreie Aufbewahrung und Verwaltung der Stücke der früheren Kriegsanleihen verlängert worden.

Alles in allem genommen bietet die vierte Kriegsanleihe dem deutschen Volke wieder so viele Vorteile, daß einem jeden, auch unter dem Gesichtspunkte seines persönlichen Interesses, zur Zeichnung nur zugeraten werden kann. Es ist deshalb abermals ein großer Erfolg mit voller Bestimmtheit zu erwarten.

Gemeinden- u. Vereins-Echo

(Unsere Leser sind zur Einsendung von Mitteilungen aus Gemeinden und Vereinen und von Personalnachrichten, die in diesen Spalten gerne Aufnahme finden, höflichst eingeladen.)

Personalien.

Dem kgl. Justizrat Rechtsanwalt Dr. Isidor Harburger II. in München wurde der Titel und Rang eines kgl. bayer. Geheimen Hofrates verliehen.

Ein Patent seines Dienstgrades wurde verliehen dem kgl. bayer. Major der aktiven Armee Karl Ortenau in München.

Zum kgl. bayer. Hauptmann der Reserve wurde befördert der Oberleutnant Gustav Meyer (Berlin).

Zu kgl. bayerischen Majoren der Reserve wurden befördert die Hauptleute Otto Ehrmann, Rudolf Herz und Otto Fechheimer (Nürnberg).

Zu kgl. bayer. Stabsärzten der Reserve wurden befördert die Oberärzte Dr. Martin Kramer und Dr. Alfred Hirsch.

Zu kgl. bayer. Oberärzten der Reserve wurden befördert die Assistenzärzte Dr. Moriz Heidemann (München), Dr. Walter Wolff (München), Dr. Julius Löbenstein (Aschaffenburg), Dr. Wilhelm Benary (Hof), Dr. Josef Schwarz (Hof) und Artur Heß (Erlangen).

Dem Rechtspraktikant Vizefeldwebel Jakob Ofner, Sohn des Justizrats Abraham Ofner, erster Vorstand der israel. Kultusgemeinde in München, wurde das Eiserne Kreuz 2. Klasse verliehen.

Dem kgl. bayer. Oberleutnant der Reserve Josef Hesselberger in Nürnberg, zurzeit bei der deutschen Militärkommission in der Türkei, wurde das Eiserne Kreuz 1. Klasse verliehen.

Dem kgl. württemb. Hofopernsänger Benno Ziegler, einem Sohn des kgl. Hofchorsängers Wilhelm Ziegler in München, wurde das Charlottenkreuz verliehen.

Der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüd. Glaubens (Münchener Ortsgruppe) hielt am Samstag, den 5. März seine Hauptversammlung. Diese wurde vom stellvertretenden Vorsitzenden, Herrn Dr. Heilbronner, eröffnet und geleitet. Der Vorsitzende gab einen Bericht über die Tätigkeit der abgelaufenen Geschäftsperiode, in welcher sowohl die Ortsgruppe München wie auch der Zentralverein eine bedeutende Zunahme an Mitgliedern zu verzeichnen hat. Er wies auf die Maßnahmen zur Bekämpfung antisemitischer Angriffe hin. In der folgenden Aussprache verbreitete sich Herr Redakteur Oppenheim eingehend über die Wichtigkeit der Vereinstätigkeit und beklagte die zu geringe Mitarbeit der Mitglieder. Er betonte nachdrücklich die Bedeutung der Presse und hob in diesem Zusammenhang hervor, wie auch das „Jüdische Echo" eine brauchbare Waffe im Kampfe gegen den Antisemitismus darstelle, als einzige jüdische Zeitschrift Münchens, wie sie aber eine zu geringe Förderung — auch im Inseratenteil — gerade von seiten der jüdischen Mitbürger erfahre.

Herr Justizrat Ofner gab ein klares Bild der Aufgaben und Ziele des Vereins. Auch er behandelte ausführlich die Presse, besonders auch die Stellungnahme der Tagespresse und die des „Echo".

Herr Rabbiner Dr. Werner sprach über die mangelnde Mitarbeit der Mitglieder, dann aber auch über die wesentliche Förderung, welche die Regierung den Bestrebungen des Vereins angedeihen ließe.

Herr Auerbach sprach kurz über die Haltung der „Münchner Neuesten Nachrichten".

Herr Redakteur Oppenheim nahm hierauf nochmals das „Jüd. Echo" warm in Schutz und betonte, wie sehr die aktive Förderung von seiten der Allgemeinheit fehle.

Herr Dr. Heller plädierte gleichfalls dafür, daß man durch aktive Mitarbeit und praktische Förderung aus der Zeitschrift eine brauchbare Waffe gegen den Antisemitismus schmiede. — Nach seinen Erfahrungen aus dem Felde wäre übrigens von den Zurückkehrenden keine Verschärfung des Antisemitismus zu fürchten, sondern eine Stärkung des Gemeinsamkeitsgefühls.

In dem Schlußwort gab Herr Justizrat Ofner seiner Befriedigung Ausdruck und betonte, bei aller prinzipiellen Ablehnung des Zionismus sei nach dem Ausgeführten ein Zusammenarbeiten möglich, wenn in Zukunft persönliche Fehler vermieden würden.

In der anschließenden Wahl wurde Herr Dr. Baron zum 1. Vorsitzenden, die übrigen Ausschußmitglieder, die Herren Dr. Heilbronner, R.-A. Levinger, Dr. Frei, Red. Oppenheim, Dr. Epstein wieder und die Herren Neustätter und Dr. Heller neu gewählt.

Nürnberg. Vorletzten Sonntag hielten im Sitzungssaale der israelitischen Kultusgemeinde die drei Wohltätigkeitsvereine, die sich zur „Israelitischen Kriegsfürsorge" zusammengeschlossen haben, ihre ordentlichen Mitgliederversammlungen ab. Zu Beginn derselben erstattete Herr Rabbiner Dr. Freudenthal in sehr eingehender Weise Bericht über die bisherige Kriegsfürsorgetätigkeit der 3 Vereine. Darnach wurde seit Ausbruch des Krieges eine sehr hohe Summe zur Unterstützung der Familien der Kriegsteilnehmer und der durch den Krieg Geschädigten aufgewendet; die einzelnen Kassen wurden dabei so stark in Anspruch genommen, daß wenigstens bei zweien derselben die Rücklagen angegriffen werden mußten. Die Tätigkeit der Fürsorge geschah nach

den Grundsätzen, welche für die städtische Kriegsfürsorge als Richtschnur zu dienen haben. Hierauf wurden die Generalversammlungen der drei Einzelvereine abgehalten, nämlich des Frauenwohltätigkeitsvereins, des Armenunterstützungsvereins (des vorm. Hilfsvereins) und des Wohltätigkeitsvereins für Hilfe in Erkrankungs- und Sterbefällen. Die Revisoren bezeugten die ordnungsmäßige und mustergültige Geschäfts- und Kassenführung. Diejenigen Verwaltungsmitglieder, welche nach den Satzungen auszuscheiden hatten, wurden durch Zuruf einstimmig wiedergewählt.

Frankfurt a. M. Aus dem Bureau der „Freien Vereinigung für die Interessen des orthodoxen Judentum" wird uns geschrieben: „Es hat sich gelegentlich der Gottesdienste an den letzten Feiertagen im Felde als ein fühlbarer Mangel herausgestellt, daß nicht genügend Machsorim vorhanden waren, sodaß die Mannschaften vielfach dem Gottesdienste nicht folgen konnten. Wir bitten unsere Glaubensgenossen, uns entbehrliche Pessach-Machsorim umgehend geschenkweise oder leihweise zu übersenden. In letzterem Falle werden wir die Rückgabe den Empfängern zur Pflicht machen, ohne natürlich dafür eine Verantwortung übernehmen zu können. — Ferner bitten wir um Überlassung von Megillath Ester zur Verwendung bei Gottesdiensten im Felde und in Gefangenenlagern.

Anzeigen-Echo

(In dieser Abteilung finden Voranzeigen der Vereine auch ausserhalb Münchens kostenlose Aufnahme.)

Verein Bne-Jehuda. Samstag, den 11. ds. Mts., 9.30 Uhr zwangloses Beisammensein. Der Vortrag von Herrn Theo Harburger über „Die jüdische Rasse" kann wegen Einberufung desselben nicht stattfinden.

Voranzeige: Samstag, den 18. ds. Mts., findet im großen Colosseumssaal eine Purim-Feier statt. Der Reinertrag dieses Abends fließt den durch den Krieg geschädigten Ostjuden zu.

München. Jüdischer Turn- und Sportverein. Am Mittwoch, 22. März, abends 8.30 Uhr findet im Hotel Reichshof eine gemütliche Purimkneipe statt, wozu die Mitglieder alle erwartet werden.

Am Samstag, **18.** März, findet das Turnen, des Purim wegen, nicht statt.

Sonst aber wird jeden Samstag abend 8.30 Uhr in der Simultanschule an der Klenzestraße geturnt und werden alle Mitglieder, Herren und Damen, gebeten, vollzählig und pünktlich zu erscheinen.

München. Jüdischer Wanderbund „Blau-Weiß". 12. III.: Buben: 1. Zug: Aying—Römerstraße—Grünwald. Ostbahnhof, 7.45 Uhr. M. —.85. 2. und 3. Zug: Krailling—Germering—Puchheim. Starnberger Bahnhof, 8.15 Uhr. M. —.70. H. W.: Anger Lohe: Rotkreuzplatz, 1.30 Uhr. M. —.05. Mädchen: 1. Zug: Baierbrunn—Schäftlarn. Isartalbahnhof, 8 Uhr. M. —.45. 2. Zug: Pasing—Planegg. Starnberger Bahnhof, 7.45 Uhr. M. —.35. 3. Zug: Deisenhofener Forst. Ostfriedhof, 8.20 Uhr. M. —.15. 13. III. **Heimabend:** Buben: 3. Zug: 7 Uhr Bayerstr. 67/69. 15. III. Mädchen: 2. Zug: 7 Uhr **Pflichtheimabend.** Alle müssen kommen. Bayerstr. 67/69.

Geschäfts-Echo

Die Moden-Ausstellung der Münchener Freien Vereinigung für das Damenschneiderinnen-Gewerbe, die vom 4. bis zum 12. März in den Prinzen-Sälen des Café Luitpold stattfindet, verdient vom gewerblichen wie vom künstlerischen und schließlich auch vom sozialen Standpunkt aus das Interesse weitester Kreise. Diese Ausstellung bedeutet den Versuch einer Organisation weiblicher Arbeitskräfte zur Schaffung einer Mode, die erstens deutsch, zweitens geschmackvoll und endlich modern - sozial ist, insofern also sie bei der Verwendung bezw. Vermeidung bestimmter Materialien, und bei der Anwendung solcher Ausschmückungen, die den durch den Krieg geschädigten Kunstgewerblerinnen Arbeit geben, den herrschenden Verhältnissen Rechnung trägt. Daß die ausgestellten Kleider in ihrer Geschmacksrichtung eine grundlegende Neuerung auf dem Gebiet der Mode bedeuten, ist vielleicht zu viel gesagt, dennoch findet man unter ihnen manche recht originelle Erscheinung. So tragen z. B. einige fesche Straßenkostüme und besonders einige Kleider, zu denen leichte Seidenstoffe oder Schleierstoffe in Jugendstilmustern verwendet wurden, einen speziell Münchener Zug. So ist unter den Kostümen besonders ein gelbgraues aus der Werkstätte von Gisela Schimmel hervorzuheben, das sich (wie auch die übrigen Erzeugnisse dieser Werkstätte) durch schlichte, elegante Linien auszeichnet. Unter den Abendkleidern ist ein weißes Tüllkleid aus der Werkstätte Anna Haimann, unter den Nachmittagskleidern eines aus schwarzem Sammt mit schwarz-weiß (Jugendstil) gemustertem Schleierstoff, unter den eleganten Straßenkleidern ein dunkelblau und rotes Taffetkostüm hervorzuheben. Statt der knappen Woll- und Baumwollstoffe ist viel Seide verwendet worden. Bei den kunstgewerblichen Verzierungen wurden originelle Noten durch Woll- und Seidenstickereien und Batik erzielt, während bemalte Stoffe nicht recht zur Geltung kommen. Im ganzen ist dieser Versuch einer nach den genannten Gesichtspunkten geschaffenen Mode als durchweg geglückt zu betrachten.

Redaktions-Schluß: Mittwoch nachm.

6. Zeichnungsscheine sind bei allen Reichsbankanstalten, Bankgeschäften, öffentlichen Sparkassen, Lebensversicherungsgesellschaften und Kreditgenossenschaften zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen. Die Zeichnungsscheine für die Zeichnungen bei der Post werden durch die Postanstalten ausgegeben.

7. Die Zuteilung findet tunlichst bald nach der Zeichnung statt. Über die Höhe der Zuteilung entscheidet die Zeichnungsstelle. Besondere Wünsche wegen der **Stückelung** sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.

8. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Beträge vom 31. März d. J. an jederzeit voll bezahlen.

Sie sind verpflichtet:

30 % des zugeteilten Betrages spätestens am 18. April d. J.,
20 % „ „ „ „ „ 24. Mai d. J.,
25 % „ „ „ „ „ 23. Juni d. J.,
25 % „ „ „ „ „ 20. Juli d. J.

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. **Auch die Zeichnungen bis zu 1000 Mark brauchen nicht bis zum ersten Einzahlungstermin voll bezahlt werden.** Teilzahlungen sind auch auf sie jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Beispiel: Es müssen also spätestens zahlen: die Zeichner von ℳ 300: ℳ 100 am 24. Mai, ℳ 100 am 23. Juni, ℳ 100 am 20. Juli;
die Zeichner von ℳ 200: ℳ 100 am 24. Mai, ℳ 100 am 20. Juli;
die Zeichner von ℳ 100: ℳ 100 am 20. Juli.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die am 1. Mai d. J. zur Rückzahlung fälligen **80 000 000 Mark 4% Deutsche Reichsschatzanweisungen von 1912 Serie II** werden — ohne Zinsschein — bei der Begleichung zugeteilter Kriegsanleihen zum Nennwert unter Abzug der Stückzinsen bis 30. April in Zahlung genommen.

Die im Laufe befindlichen **unverzinslichen Schatzscheine** des Reichs werden — unter Abzug von 5% Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 31. März ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

9. Da der Zinsenlauf der Anleihen erst am 1. Juli 1916 beginnt, werden auf sämtliche Zahlungen für Reichsanleihe 5%, für Schatzanweisungen 4½% Stückzinsen vom Zahlungstage, frühestens aber vom 31. März ab, bis zum 30. Juni 1916 zu Gunsten des Zeichners verrechnet; auf Zahlungen nach dem 30. Juni hat der Zeichner die Stückzinsen vom 30. Juni bis zum Zahlungstage zu entrichten. Wegen der Postzeichnungen siehe unten.

Beispiel: Von dem in Ziffer 4 genannten Kaufpreis gehen demnach ab:

I. bei Begleichung von **Reichsanleihe**		a) bis z. 31. März	b) am 18. April	c) am 24. Mai
5% Stückzinsen für		90 Tage	72 Tage	36 Tage
=		1,25 %	1,–%	0,50 %
Tatsächlich zu zahlender Betrag also nur für	Stücke	97,25 %	97,50 %	98,– %
	Schuldbucheintragung	97,05 %	97,30 %	97,80 %

II. bei Begleichung v. **Reichsschatzanw.**	d) bis z. 31. März	e) am 18. April	f) am 24. Mai
4½% Stückzinsen für	90 Tage	72 Tage	36 Tage
=	1,125 %	0,90 %	0,45 %
Tatsächlich zu zahlender Betrag also nur	93,875 %	94,10 %	94,55 %.

Bei der Reichsanleihe erhöht sich der zu zahlende Betrag für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, um 25 Pfennig, bei den Schatzanweisungen für je 4 Tage um 5 Pfennig, für jede 100 ℳ Nennwert.

Bei **Postzeichnungen** (siehe Ziffer 1, letzer Absatz) werden auf bis zum 31. März geleistete Vollzahlungen Zinsen für 90 Tage (Beispiel Ia), auf alle anderen Vollzahlungen bis zum 18. April, **auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden**, Zinsen für 72 Tage (Beispiel Ib) vergütet.

10. Zu den Stücken von 1000 Mark und mehr werden für die Reichsanleihe sowohl wie für die Schatzanweisungen **auf Antrag** vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte **Zwischenscheine** ausgegeben, über deren Umtausch in endgiltige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit größtmöglicher Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im August d. J. ausgegeben werden.

Berlin, im Februar 1916.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, München, Herzog Maxstr. 4.
Verantwortlich für die Redaktion: Helene Hanna Cohn, München, Giselastraße 16; für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München.